

Sachdokumentation:

Signatur: DS 4243

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/4243



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 29. 1. 2023

Inhalt

Klare Lehrerrollen und realistische Erwartungen an die Schule reduzieren Schulkonflikte .2	2
27.1.2023, Hanspeter Amstutz	2
Wenn «Gratiskräfte» wegfallen.....	4
23.1.2023, Carl Bossard	4
Zwei von drei Lehrpersonen erfahren Gewalt – oft von Eltern	6
NZZ, 17.1.2023, Schweiz, Erich Aschwanden	6
Miteinander, nicht gegeneinander	7
Tages-Anzeiger, 24.1.2023, Debatte, Leserbriefe	7
«Ich will eine Schule für alle» - «Ich habe diese ideologischen Debatten satt»	8
Tages-Anzeiger, 21.1.2023, Wochenende, Alessandra Paone	8
Dauerbrenner Integration: Vergleich der Bildungschancen	11
Condorcet Bildungsperspektiven, 17. Januar 2023, Urs Kalberer	11
Die Realität sieht anders aus	13
Tages-Anzeiger, 24.1.2023, Debatte, Leserbrief	13
Ein merkwürdiges Demokratieverständnis	14
Tages-Anzeiger, 27.1.2023, Debatte, Leserbriefe	14
Die Integration aller Kinder ist erstrebenswert	14
Tages-Anzeiger, 26.1.2023, Debatte, Leserbriefe	14
Integration contra Kleinklasse.....	15
NZZ, 23.1.2023, Meinung & Debatte, Leserbrief	15
Die Integration ist gescheitert	15
Tages-Anzeiger, 28.1.2023, Debatte, Leserbriefe	15
«Kaffeesatzlesen»	16
NZZ am Sonntag, 22.1.2023, Leserbriefe	16
Veranstaltungshinweis	17
Mit Kindern über Kriege, Krisen und Katastrophen sprechen.....	17
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 8. März 2023	17



Klare Lehrerrollen und realistische Erwartungen an die Schule reduzieren Schulkonflikte

27.1.2023, Hanspeter Amstutz

Heutige Kinder und Jugendliche sind sich gewöhnt, dass ihre Aufmerksamkeit in der Freizeit von verschiedenen Seiten her beansprucht wird. Stets in Griffweite ist das Handy, auf dem oft im Minutentakt neue Meldungen eintreffen. Ist einmal kurz Nachrichtenpause, tritt die permanent laufende Hintergrundmusik im Zimmer umso deutlicher ins Bewusstsein. Ein vertieftes Spielen mit traditionellen Spielsachen wie etwa mit einem Lego-Bausatz oder einem 500er-Puzzle ist für viele Kinder gar nicht so einfach, denn aufregende Computerspiele und Chats mit Kolleginnen sind allgegenwärtige Verlockungen. Nur selten finden sie die Ruhe, um die eigene Innenwelt beim Spielen zu entdecken. Das Angebot an elektronischen Spiel- und Kommunikationsmöglichkeiten ist einfach zu gross.

Konzentrationsfähigkeit entscheidet über den Schulerfolg

Besorgt stellen Lehrpersonen fest, dass viele Kinder zunehmend Schwierigkeiten haben, sich länger auf eine Sache zu konzentrieren. Die Frage, wie ruhiges Lernen im Umfeld eines hektischen Lebensstils gelingen soll, ist eine grosse Herausforderung. Weitgehend einig ist man sich, dass eine gute Konzentrationsfähigkeit eine zentrale Rolle für den Lernerfolg spielt. Hilfreich für Lehrpersonen erweist sich, die Themen attraktiv zu gestalten, die Klassen mit pädagogischer Festigkeit zu führen und die Breite des Unterrichtsstoffs zu reduzieren. Doch dieser bewährte Unterrichtsstil, der zur Stabilisierung von leicht ablenkbaren Kindern und Jugendlichen beiträgt, scheint im didaktischen Mainstream zurzeit wenig Anklang zu finden. Noch herrscht oberflächlicher Optimismus vor, dass mit didaktischer Professionalität der Lehrpersonen und modernen digitalen Lernprogrammen alle Schwierigkeiten gemeistert werden können.

Ein grosses Missverständnis in der Pädagogik ist die Vorstellung, Lernen sei eine Form von Unterhaltung und habe sich primär an der kindlichen Welt des Spielens und an digitalen Lernspielen zu orientieren. Carl Bossard erinnert in seinem Leitartikel daran, dass erfolgreiches Lernen vielmehr mit einer Bergtour zu vergleichen ist. Da geht es um das Passieren heikler Stellen, um ausdauerndes Hinaufsteigen und gegenseitige Unterstützung auf einem langen Weg. Das Ziel spornt an und der frohe Mut der Gruppe lässt Hindernisse leichter überwinden. Ganz ähnlich ist es beim gemeinsamen Lernen in einem ermutigenden Umfeld. Der Klassenlehrer ist der Bergführer, dem die Jugendlichen vertrauen und bei dem sie spüren, dass sie mit ihm ein bedeutendes Ziel erreichen werden. Sie schätzen seine Authentizität und respektieren seine Widerstandskraft gegen ausufernde Wünsche.

Das konturlose Lehrerbild des Lernbegleiter schafft kein Grundvertrauen

Die Volksschule leidet heute unter unklaren gesellschaftlichen Vorstellungen über die Lehrerrolle und den inhaltlichen Grundauftrag der Schule. Nach Meinung mancher Reformer sollen Lehrpersonen sich weitgehend unauffällig verhalten und die Kinder beim eigenständigen Lernen nur begleiten. Dieses konturlose Lehrerbild hilft den meisten Schülern jedoch nicht, über das Spielerische und Unverbindliche hinaus eine feste Arbeitshaltung zu entwickeln. Wie Carl Bossard treffend schreibt, haben Lehrerinnen und Lehrer die Aufgabe, Türhüter zur Erwachsenenwelt zu sein. Mit massvoller Strenge, aber auch mit der nötigen Empathie bereiten sie die Schüler auf Grundanforderungen des Lebens vor.

Für diese anspruchsvolle Aufgabe braucht jede Lehrerin und jeder Lehrer eine gesellschaftliche Rückendeckung. Doch diese kann nur eingefordert werden, wenn die Schule selbst die Lehrerrolle wieder aufwertet und realistischere Erwartungen an den Lehrerberuf vertritt. Eine Pädagogik, welche die Lehrerrolle verwässert, indem sie die Lehrpersonen zu Lernbegleitenden abstuft, untergräbt deren notwendige Autorität. Jugendliche müssen sich mit Ihrer Klassenlehrerin auseinandersetzen können, um gewisse Werte besser zu erkennen.

Wie die zunehmenden Störungen im Schulbetrieb zeigen, erweist sich ein Verzicht auf eine klare Führungsfunktion der Lehrpersonen offensichtlich als konfliktfördernd. Leider gibt die neuste



Studie des LCH zur Gewalt in den Schulen kaum Aufschlüsse über die tieferen Ursachen der Störungen und aufseiten der Didaktik kümmert man sich zu wenig um die veränderten psychologischen Voraussetzungen bei den Heranwachsenden. Naiv wäre es auch zu glauben, zurückhaltend agierende Lehrpersonen mit blassem Profil hätten weniger Konflikte mit Eltern. Ganz im Gegenteil. Dass sich heute zwei von drei Lehrpersonen in bestimmten Situationen bedroht fühlen, gibt auf jeden Fall zu denken.

Lehrerinnen und Lehrer als Kulturvermittler

Was in den Schulen an grundlegenden Inhalten vermittelt wird, ist nicht Nebensache und die Themen sind nicht beliebig austauschbar. Mit der Umstellung auf das Kompetenzenmodell ist der vertraute elementare Bildungskanon jedoch stark abgewertet worden. Mit seiner Überfülle an verbindlichen Kompetenzziele untergräbt der neue Lehrplan seine eigene Verbindlichkeit. Wir wissen heute nicht mehr, welche Bildungsinhalte beispielsweise in der neueren Schweizer Geschichte in den Klassen der Sekundarschule zur Sprache kommen. Haben die Schüler eine Ahnung von der Industrialisierung im Kanton Zürich und wissen sie über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg Bescheid? Eine Schule, die sich primär über Kompetenzziele und nicht über fassbare Bildungsinhalte definiert, bleibt eine blasse Bildungseinrichtung. Es wertet die Schule jedoch auf, wenn wir wissen, dass in allen vierten Klassen die Heimatkunde der eigenen Gemeinde zum verbindlichen Hauptthema wird und die Schüler mit der eigenen Vergangenheit vertraut werden. In einer Welt der raschen Bildwechsel und Daueraufregung bekommen Lehrpersonen als Kulturvermittler eine neue Bedeutung. Lehrpersonen benötigen aber für diesen Auftrag mehr Zeit, um thematische Schwerpunkte setzen zu können. Nicht das Abhaken von möglichst vielen Kompetenzziele steht im Vordergrund, sondern das Vertiefen wesentlicher Bildungsinhalte. Es gilt Abschied zu nehmen vom Bild einer Schule, welche sämtliche Bildungswünsche der Gesellschaft erfüllen soll und damit hoffnungslos überfordert ist.

Wo unerfahrene Lehrpersonen den neuen Lehrplan eins zu eins umsetzen wollen und individualisierendes Lernen mit massgeschneiderten Bildungszielen für jedes Kind anstreben, ist ein Scheitern vorprogrammiert. Lehrpersonen ohne gesunden Widerstandsgeist gegenüber unrealistischen Forderungen geraten bald einmal in Erklärungsnot und fühlen sich als Versager. Es ist dann nur noch ein kleiner Schritt, bis mutlos gewordene Lehrpersonen zur Zielscheibe von enttäuschten Eltern werden. Für diese unheilvolle Entwicklung ist die Bildungspolitik der letzten Jahre eindeutig mitverantwortlich.

Die Auseinandersetzung um die Kleinklassen spitzt sich zu

Aufgeheizt durch den Zürcher Wahlkampf sind in den Tageszeitungen zurzeit einige Berichte und über ein Dutzend Leserbriefe zum Thema schulische Integration zu finden. Dabei zeigt sich, dass die dogmatisch kämpfenden Anhänger der strikten Integration einen schweren Stand haben. Die Schulpraktiker, die vehement die Wiedereinführung von Kleinklassen fordern, haben eindeutig Oberwasser. Sehr aufschlussreiche Gedanken finden sich auch im Interview aus dem Tagesanzeiger mit einem Befürworter und einem Gegner des Integrationsmodells. Hier zeigt sich die Diskrepanz zwischen ideologisch geprägten Idealvorstellungen und einem in der Schulrealität verankerten Pragmatismus mit aller Deutlichkeit. Wir haben für Sie eine grössere Auswahl von Meinungsäusserungen zusammengestellt und hoffen, dass Sie die spannende Lektüre geniessen werden.

Für die Redaktion

Hanspeter Amstutz



Wenn «Gratiskräfte» wegfallen

23.1.2023, Carl Bossard

Der Druck auf Lehrpersonen nimmt zu. Der Dachverband der Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH) ist besorgt und schlägt Alarm. Doch über die Ursachen und Hintergründe schweigen die Verantwortlichen. Ein (Er-)Klärungsversuch

Zwei von drei Lehrpersonen erlebten Gewalt, diagnostiziert eine repräsentative Studie. In Auftrag gegeben hat sie der LCH. Aggressivität bedeute in den Schweizer Schulzimmern ein tägliches Phänomen, sagt der Verband – sei es in physischer oder in psychischer Form, sei es als Gewalt gegen das Eigentum oder gar als sexuelle Bedrohung. Das geht aus einer Umfrage unter 5'400 Lehrerinnen und Lehrern der Deutschschweiz hervor. Es sind Konflikte zwischen Lehrpersonen und ihren Schülern, zwischen Pädagoginnen und Eltern. Genannt werden auch binnenschulische Differenzen wie Mobbing im Team; zur Sprache kommen zudem Spannungen zwischen Lehrpersonen und Schulleitungen.¹

Die Schule hat ihre Aura verloren

Warum aber die Zunahme dieser Widerstreite und Kontroversen? Davon ist kaum etwas zu hören; die Rede ist lediglich von präventiven Massnahmen, von der Hilfe für betroffene Lehrkräfte und einer unabhängigen Ombudsstelle. Ob das genügt? Und ob für allfällige Vorsorgeaktionen nicht eine Ursachenanalyse mit einbezogen werden müsste?

Bekannt ist: Der rasante gesellschaftliche Wandel der letzten Jahrzehnte bleibt auch für die öffentliche Schule und ihre vielen Funktionen nicht ohne Folgen. Das führt – wie in manch anderen Bereichen – zum spürbaren Verlust an gesellschaftlicher Autorität. Mit allen institutionellen Konsequenzen. Dass die Schule viel von ihrer Aura verloren hat, ist seit Langem erkannt. Sie hat ein wichtiges Privileg eingebüsst: Sie ist nicht mehr exklusiver Hort des Wissens, der Bildung und der Kultur. Neue und selbstgesteuerte Wege führen zum Wissenserwerb und zu kulturellen Fähigkeiten. Sogenannte «Gratiskräfte», von denen Lehrerinnen und Lehrer lange zehren konnten, erodieren und fallen weg.² Die Lehrperson ist zunehmend auf sich selbst gestellt.³

Abkehr von der inhaltlichen Bildungsidee

Die Schule profitierte von der «Gratiskraft» des Bildungskanon, dieser inhaltlich verbindlichen Richtschnur. Jedermann wusste, was die Schule lehrte und welche Wissens- und Könnensbestände sie praktisch im Monopol vertrat. Die Lehrperson war professionelle Sachautorität. Der Wegfall dieser unentgeltlichen Vorleistung, die sogenannte Ent-Kanonisierung des Wissens und des Bildungsgutes, hat auch mit der neuen Kompetenzorientierung zu tun. Die Kompetenzen relativieren den Kanon. Es kommt heute eben weniger darauf an, was eine Schülerin weiss und was ein Schüler kann, sondern wie der Lernende es herausfindet und wie er sich etwas beibringt. Der ehemals formale Bildungsbegriff entwindet sich der inhaltlichen oder materialen Bildungsidee.⁴ Darum die Abkehr vom Bildungskanon. Im vorherrschenden pädagogischen Diskurs bezeichnen Kompetenzen

¹ Die Medien berichteten ausführlich: vgl. u.a. Erich Aschwanden, *Zwei von drei Lehrpersonen erfahren Gewalt – oft von Eltern*, in: NZZ, 17.01.2023, S. 7; Kari Kälin, *1000 Lehrer mussten wegen Gewalt zum Arzt*, in: CH Media, 17.01.2023, S.3. Die Studie: Martina Brägger (2022), *Gewalterfahrungen von Lehrpersonen im schulischen Kontext. Bericht zuhanden des Dachverbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH)*. Msc. publ. Website LCH.

² Thomas Ziehe, Herbert Stubenrauch (1982), *Plädoyer für ungewöhnliches Lernen. Ideen zur Jugendsituation*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 130f.

³ Roland Reichenbach (2017), *Warum eine pädagogische Theorie der Schule?*, in: Ders./Patrick Bühler (Hrsg.), *Fragmente zu einer pädagogischen Theorie der Schule. Erziehungswissenschaftliche Perspektiven auf eine Leerstelle*. Weinheim-Basel: Beltz Juventa, S. 16.

⁴ Vgl. Heinz Bude (2011), *Bildungspanik. Was unsere Gesellschaft spaltet*. München: Carl Hanser Verlag, S. 75f



die Fähigkeit, sich die Welt auf dem Weg des Lernens anzueignen. Es kommt also vielmehr auf das Lernen und weniger auf die Lerninhalte an.

Als Folge werden nun auch die Lernprozesse bewertet. Und das in immer mehr Fächern. Jugendliche stehen so unter Dauerbeobachtung; die Möglichkeiten des Versagens nehmen zu. Bereits Kindergärtnerinnen beurteilen ihre Schützlinge mit fünfseitigen Rasterbögen und «Kreuzchen im Kästchen» – anhand von 26 Kompetenzen zu je drei Stufen. An erster Stelle steht die Analyse der Selbstkompetenz. Das führt vermehrt zu Disputen zwischen Lehrpersonen und Eltern. Konflikte sind vorprogrammiert. Das zeigt die Praxis, das bekommen Lehrerinnen und Lehrer zu spüren.

Wenn die Selbstdisziplin schwindet

Die zweite «Gratiskraft» war jene des traditionellen Generationenverhältnisses. Was ist damit gemeint? Der Lehrer, wie auch immer er wirkte, ob professionell oder als didaktischer Albtraum, ob als pädagogische Leitfigur oder als fachlicher Dilettant, war zunächst einmal Repräsentant der Erwachsenenwelt. Am Lehrer als Autoritätsperson und als Türhüter zu dieser Erwachsenenwelt kam man nicht vorbei. Diese Funktion ist weggefallen und mit ihr viel Selbstverständliches. Die Lehrperson muss heute verstärkt begründen; gleichzeitig wird sie vermehrt hinterfragt, nicht nur als Person, sondern auch in didaktisch-methodischer und in pädagogischer Hinsicht. Auch das führt zu Kontroversen.

Die dritte «Gratiskraft» lag in der Selbstdisziplin; viele Schülerinnen und Schüle brachten sie aus dem elterlichen Haus und aus dem Lebenskontext mit. Dazu gehörte auch der Umgang mit den eigenen Affekten: Mit Bedürfnisaufschub, mit eigener Unlust, sogar mit innerer Härte und Selbstdisziplin zu leben gehörte zum familiären Identitätsentwurf – und zählte im Arbeitsalltag. Die Schule profitierte von dieser Haltung. Davon ist manches entschwunden. Doch Lernen ist nach wie vor ein Bergauf-Prozess und darum auch strapaziös; Lernen ist mit dem Ethos des Sich-Anstrensens, des Bemühens und Übens verbunden. Das leuchtet heute weniger ein, auch vielen Eltern nicht. Dazu beigetragen hat auch die Idee, dass Lernen vor allem «Spass machen» soll und wie «von alleine geht». Wer von Kindern Anstrengung und Ausdauer verlangt, wird nicht selten hinterfragt. Das ergibt Spannungen.

Zwischen Gesamtauftrag und Einzelinteresse

Die vielen verschiedenen Reformen der vergangenen Jahre haben die Institution Schule nicht zwingend gestärkt, eher belastet. Die Schule hat sich inhaltlich entgrenzt. Das vergrössert die Unsicherheit und minimiert die Erwartungssicherheit. Dazu kommt, dass die heutige Bildungspolitik ganz stark auf die Integration mit dem Ziel der Inklusion ausgerichtet ist. Die Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner stilisiert Integration zum Menschenrecht. Alle Schulpflichtigen gehören mit gleichem Recht in die gleiche Schule. Völlig unterschiedliche Fähigkeiten und Leistungen erhöhen die Heterogenität. Als Folge nehmen Verbindlichkeit und Effizienz der Lernprozesse ab. Die Migration verstärkt diesen Prozess.

Eltern dagegen, vor allem bildungsambitionierte, sind ganz auf ihr Kind und seine schulische Karriere zentriert. Das Gymnasium muss es sein. Notfalls hilft der Anwalt. Ihre partikuläre Logik erwartet darum eine optimale Förderung. Nicht wenige sehen Schule gerne als niedere Serviceleistung des Staats, berappt aus ihren Steuergeldern. Gemäss dieser Kioskmentalität haben Lehrer den Nachwuchs fit zu trimmen für den globalen Wettbewerb. Das kann die Institution Schule in ihrer Konstellation nicht konsequent bieten. Sie hat auch andere Aufgaben. Doch die Ansprüche bleiben.

Das Ganze sehen – bei aller Widersprüchlichkeit

Der Druck auf die obligatorische Schule ist gestiegen. Gesamtgesellschaftlich wie partikulär aus dem Elternhaus. Das zeigt sich vielseitig und hat Folgen: von der Flucht vieler Lehrpersonen in Teilpensen, über den Exodus aus der Schule bis zu den Gewalterfahrungen im Alltag. Eine Einzelmassnahme genügt nicht. Eine gute Bildungspolitik kann darum nicht mit einer Ombudsstelle allein reagieren. Das schulische Gebilde ist zu komplex. Nötig ist eine Gesamtsicht. Das aber ist bei den Grundwidersprüchen im Bildungssystem höchst anspruchsvoll. Und doch wäre sie nötig. «Wissen



in Teilen macht [zwar] eine schöne Geschichte, aber Weisheit entsteht, wenn wir das Ganze sehen», heisst es im klugen Kinderbuch von den sieben blinden Mäusen.⁵

Zwei von drei Lehrpersonen erfahren Gewalt – oft von Eltern

NZZ, 17.1.2023, Schweiz, Erich Aschwanden

Beschimpfungen, Bedrohungen und Einschüchterungen gehören laut einer Umfrage an der Schule zum Alltag

Ein Mord erschüttert derzeit Deutschland. Ein 17-jähriger Schüler soll seine Klassenlehrerin getötet haben. Zum Glück kommt es nur äusserst selten vor, dass Konflikte an Schulen derart eskalieren. «An Schweizer Schulen herrschen keine amerikanischen Verhältnisse», erklärt Dagmar Rösler, die Präsidentin des Dachverbandes Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH).

Allerdings sehen sich Lehrerinnen und Lehrer auch in der Schweiz täglich mit Gewalt konfrontiert. In den meisten Fällen bleibt es jedoch bei Bedrohungen, Beschimpfungen und Einschüchterungen. Zu diesem Ergebnis kommt eine repräsentative Studie, die der Lehrerdachverband am Montag vorgestellt hat.

An der Umfrage beteiligten sich über 5400 Lehrerinnen und Lehrer aus der Deutschschweiz. Zwei von drei der teilnehmenden Lehrpersonen haben in den vergangenen fünf Jahren persönlich Gewalt erlebt. Hochgerechnet auf 100 000 Lehrpersonen im deutschsprachigen Landesteil sind damit 65 000 Personen betroffen. Für rund 43 000 Lehrpersonen führten die negativen Erfahrungen zu einer emotionalen Belastung während einer längeren Zeit. «Jeder dieser Fälle von Aggressivität ist ein Fall zu viel», erklärte Rösler vor Medienvertretern.

«Er sagte ‹Fick dich› zu mir»

Am häufigsten sind Lehrpersonen psychischer Gewalt in Form von Beleidigungen, Beschimpfungen, Bedrohungen oder Einschüchterungen ausgeliefert. Physische Gewalt, also dass Lehrerinnen und Lehrer gebissen, geschlagen oder mit Gegenständen beworfen werden, kommt in unteren Klassen häufiger vor. Kleinere Kinder seien schwieriger im Zaum zu halten, sagt die Studienleiterin Martina Brägger. Auf den Sekundarstufen seien solche Vorfälle sehr selten.

Psychische Gewalt geht meistens von den Eltern aus. In 38 Prozent der Fälle sind die Erziehungsberechtigten für die Übergriffe verantwortlich. Wie die Studienleiterin Martina Brägger ausführt, werden Lehrerinnen und Lehrer häufig beschimpft, wenn es um Noten oder den bevorstehenden Übertritt auf die nächsthöhere Schulstufe geht. So beklagte sich ein Lehrer darüber, dass ihm der Vater einer Schülerin den Ausgang aus dem Klassenzimmer versperrt habe, nachdem er von dem Mann als «Diktator, Teufel und Satan» beschimpft worden sei.

Aber auch Schülerinnen und Schüler üben Druck aus. In 34 Prozent der erfassten Fälle sind es die Schülerinnen und Schüler der eigenen Klasse, die eine Lehrerin oder einen Lehrer mobben. In der Umfrage berichtete ein Lehrer, dass einer seiner Schüler keine Lust gehabt habe, einen Auftrag zu erfüllen. Als der Lehrer ihn gemassregelt habe, habe der Schüler «Fick dich» gesagt.

Die grosse Mehrheit dieser Fälle mit Eltern und Schülern aus der eigenen Klasse kann gemäss Brägger zeitnah in persönlichen Gesprächen geklärt werden, so dass es nur selten zu einer Eskalation kommt. Die Schulleitung wird in solchen Situationen von den Lehrpersonen mehrheitlich als unterstützend wahrgenommen.

Etwas anders sieht die Situation aus, wenn die Gewalt von den Lehrerkollegen oder von der Schulleitung ausgeht. In diesen Fällen sind die Auswirkungen häufiger gravierend. So lassen sich Lehrer,

⁵ Ed Young (2007), *7 blinde Mäuse*. Weinheim-Basel: Beltz & Gelberg, S. 39.



die auf diese Weise gemobbt werden, häufiger krankschreiben oder wechseln die Schule. Teilweise führen diese unbewältigten Konflikte sogar zum Ausstieg aus dem Beruf.

Ombudsstelle gefordert

Ob die Gewalt gegen Lehrerinnen und Lehrer in den letzten Jahren zugenommen hat, kann der Lehrerverband nicht sagen. Es handelt sich um die erste umfassende Umfrage zu dieser Thematik. In fünf Jahren will der LCH die Studie wiederholen. Obwohl der Alltag an den Schulen in den letzten drei Jahren sehr stark durch die Massnahmen gegen die Corona-Pandemie geprägt worden war, spielte dieses Thema bei der Umfrage nur eine sehr geringe Rolle.

Der LCH fordert nun präventive Massnahmen und eine bessere Unterstützung betroffener Lehrpersonen. Der Verband verlangt, eine unabhängige Ombudsstelle zu schaffen. Die Kantone Zürich, Zug, Aargau sowie Basel-Stadt und Basel-Landschaft kennen bereits solche Institutionen. Ebenso die Städte Zürich, Bern und Luzern. Gemäss Beat Schwendimann, dem Leiter der Pädagogischen Arbeitsstelle des LCH, trägt jede einzelne Schule eine grosse Verantwortung dafür, dass es bei kritischen Situationen nicht zu einer Eskalation kommt. Es brauche daher Interventions- und Krisenkonzepte an jeder Schule.

Miteinander, nicht gegeneinander

Tages-Anzeiger, 24.1.2023, Debatte, Leserbriefe

Tages-Anzeiger vom 17.1. «Zwei von drei Lehrkräften werden beschimpft oder geschlagen – von Eltern»

Gemäss einer vom Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH) vorgestellten Studie sehen sich zahlreiche Lehrpersonen psychischer Gewalt vor allem seitens der Eltern ausgesetzt. Die respektlose Haltung dieser Eltern wirkt sehr belastend auf die Lehrpersonen. Es muss aber auch darauf hingewiesen werden, dass eine erhebliche Zahl von Kindern Mühe hat mit der Schule und daran leiden, zum Beispiel durch hohen Leistungsdruck. Dazu gibt es leider noch keine Studie. Viele Konflikte zwischen Eltern und Schule müssen vor dem Hintergrund des bestehenden Schulsystems mit dem staatlichen Monopol im öffentlichen Bildungswesen gesehen werden. Eine für den Bildungserfolg der Kinder wichtige Voraussetzung ist eine gute Zusammenarbeit zwischen Eltern und Lehrpersonen. Dies ist nicht automatisch gegeben mit der heute vom Staate arrangierten Zwangspartnerschaft zwischen Schule und Eltern. Eine von den Eltern frei gewählte Partnerschaft würde wesentlich beitragen zu einem entspannteren Verhältnis zwischen Lehrpersonen und Eltern. In einem System mit freier Schulwahl könnten Lehrpersonen allzu fordernde Eltern auch mal darauf hinweisen, dass sie die Möglichkeit haben, eine andere Schule zu wählen. *Erwin Ogg, Jona*

Erschreckende Zahlen von Gewalttätigkeit von Kindern und Eltern gegenüber Lehrpersonen. Die tiefere Ursache dafür liegt zweifellos in der herrschenden Leistungsgesellschaft, in der jeder besser und erfolgreicher sein soll als alle anderen - ein immenser Druck, der permanent nicht nur auf den Kindern lastet, sondern auch auf den Eltern, die natürlich alle nur das «Beste» für ihre Kinder wollen und schnell zum Vorwurf greifen, die Lehrperson würde ihr Kind zu wenig fördern. Gewalt an den Schulen nur als Gewalt von Schulkindern und Eltern gegen Lehrpersonen zu sehen, greift zu kurz. Diese Gewalttätigkeiten sind vielmehr ein Signal dafür, dass mit dem Schulsystem wie auch mit der Leistungsgesellschaft, der die Kinder viel zu früh ausgeliefert sind, grundsätzlich etwas nicht stimmt. Wer daran etwas ändern will, muss sich in erster Linie für schulische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen engagieren, die frei sind von Strukturen, die ihrerseits Gewalt ausüben. Diesen Weg können Kinder, Eltern und Lehrpersonen nicht gegeneinander, sondern nur miteinander gehen. Denn, wie Friedrich Dürrenmatt so treffend sagte: «Was alle angeht, können nur alle lösen.» *Peter Sutter, Buchs SG*



«Ich will eine Schule für alle» - «Ich habe diese ideologischen Debatten satt»

Tages-Anzeiger, 21.1.2023, Wochenende, Alessandra Paone

Streitgespräch zu integrativer Schule • Der Ruf nach Kleinklassen wird schweizweit immer lauter. Was bedeutet das für die integrative Schule? Eine Kontroverse zwischen einem Bildungsforscher und einem Lehrer.

Ist die integrative Schule am Ende?

Jean-Michel Héritier: Nein, aber es braucht endlich wirkungsvolle Verbesserungen.

Andrea Lanfranchi: Sie ist nicht am Ende, sie steht am Anfang.

Und das, obwohl sie vor 15 Jahren eingeführt wurde?

Lanfranchi: Ja. Heute können wir sagen, dass die integrative Schule nicht optimal eingeführt wurde und besser werden muss. In Zürich dauerte die Weiterbildung der Lehrkräfte drei Nachmittage. Ich war damals einer dieser armen Kerle, die am Mittwochnachmittag von Schulhaus zu Schulhaus pilgerten und erklärten, wie der integrative Unterricht aussehen müsste.

Woran krankt die integrative Schule?

Lanfranchi: Die Belastung hat zugenommen: Die Klassen sind tendenziell grösser, die Kinder dominanter als früher, und auch die Eltern sind anspruchsvoller und kritischer geworden. Ein weiteres Problem ist, dass es für jedes Unterstützungsangebot, ob Begabungsförderung, Heilpädagogik oder Deutsch als Zweitsprache, eine Ansprechperson gibt. Die Lehrerinnen und Lehrer müssen alles selbst koordinieren. Eine Bündelung der Hilfestellungen ist nötig und wird die Arbeit der Lehrkräfte erleichtern. Hinzu kommt, dass die schulische Heilpädagogik effizienter und effektiver werden muss. Sie kommt in vielen Fällen nicht in der nötigen Qualität beim Kind an.

Genügende Ressourcen sind die Bedingung dafür, dass die integrative Schule funktioniert. Der Mangel an Heilpädagoginnen ist schon länger ein Thema, wieso hat man nichts dagegen unternommen?

Lanfranchi: Der Mangel ist das eine. Dagegen hat zum Beispiel die Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik Massnahmen ergriffen und neue Zulassungsbedingungen geschaffen, damit sich mehr Interessierte einschreiben und das Studium absolvieren können. Es braucht aber auch eine Neujustierung auf dem Feld, sodass die Ressourcen nicht mit der Giesskanne auf alle Klassen verteilt werden, sondern nach dem spezifischen Bedarf besonders belasteter Klassen in genügender Menge ausgerichtet werden.

Héritier: Das Berufsbild der Heilpädagogin hat sich durch die integrative Schule grundlegend verändert. Früher waren dies die besonders guten Lehrpersonen, die die schwierigsten Klassen unterrichteten. Heute fördern sie punktuell einzelne Kinder oder kleine Lerngruppen während einzelner Lektionen. Natürlich ist das Renommee dieser Profession dadurch nicht gestiegen.

Lanfranchi: Das stimmt. Die Zerstückelung der Lektionen schadet dem Beruf. Eine Neuorganisation der Heilpädagogik ist daher zwingend. In der kleinen Zürcher Gemeinde Stadel betreut zum Beispiel eine Heilpädagogin mit einem 80-Prozent-Pensum zwei parallele Regelklassen. Die beiden Klassenlehrerinnen, die eng zusammenarbeiten, haben also eine dritte Lehrperson, die sie tatkräftig im Unterricht unterstützt und auch hilft, schwierige Situationen zu bewältigen. Das Modell hat sich sehr bewährt.

Die Lehrkräfte hatten schon bei der Einführung 2008 Vorbehalte und warnten vor überlasteten Schulen. Wieso hat man nicht auf sie gehört?

Héritier: In Basel-Stadt waren anfänglich die meisten eher zuversichtlich gestimmt. Uns Lehrerinnen und Lehrern waren damals gute Gelingensbedingungen für die integrative Schule versprochen worden. Dafür hatten wir offiziell unverzichtbare Konditionen wie kleinere Klassen, mehr Schulraum, weniger Pflichtlektionen, keine Selektion innerhalb der Volksschule, genügend adäquat ausgebildetes Personal und weniger komplizierte administrative Abläufe definiert. Aber davon wurde bis heute kaum etwas umgesetzt. Stattdessen haben wir lange ideologische Debatten darüber



geführt, welche die richtige pädagogische Haltung zur Integration ist.

Lanfranchi: Ich streite auch nicht ab, dass eine Verbesserung nötig ist. Eine Rückkehr zum früheren System der Sonder- und Kleinklassen, wie ich es als Lehrer in Graubünden und als Schulpsychologe in der Stadt Zürich erlebt habe, ist aber keine Lösung.

Genau in diese Richtung scheint es nun aber zu gehen. Laut einer Tamedia-Umfrage wünscht sich die Wählerschaft in Zürich die Kleinklassen zurück. Im Kanton Bern stellt das Parlament dieselbe Forderung. Und in Basel-Stadt kämpft Herr Héritier mit einer Initiative an vorderster Front für Förderklassen.

Héritier: Im Schulzimmer sind strukturelle Anpassungen an die Realität überfällig - das zeigen auch Daten, die die Freiwillige Schulsynode Basel-Stadt (Berufsverband der Lehrkräfte, Anm. d.Red.) bei Lehrerinnen und Lehrern erhoben hat.

Lanfranchi: Ja, aber die Wiedereinführung von Sonderklassen wird die Schule keinen Millimeter vorwärtsbringen, sondern Kilometer zurückkatapultieren.

Die Kritik, dass die Diskussionen über die integrative Schule ideologisch geprägt seien, richtet sich vor allem gegen Bildungsexperten. Was sagen Sie dazu, Herr Lanfranchi?

Lanfranchi: In der Forschungssituation hat sich in den vergangenen 15 Jahren nichts Wesentliches verändert. Es ist einerseits erwiesen, dass Kinder mit Lern- und Verhaltensproblemen schneller und besser lernen, wenn sie mit leistungsstärkeren Kindern zusammen sind. Andererseits sind leistungsstarke Kinder in Integrationsklassen nicht benachteiligt - im Gegenteil: Studien belegen, dass ihre Lernfortschritte grösser sind als bei leistungsstarken Kindern in homogenen Klassen. Das ist keine Ideologie, das sind Forschungsergebnisse, die auf Zahlen beruhen.

Andere Studien belegen wiederum, dass lernschwache Kinder und Jugendliche, die in der Regelklasse geschult werden, eine tiefere Selbsteinschätzung haben als ihre gleichaltrigen Kolleginnen und Kollegen in Sonderklassen.

Lanfranchi: Das stimmt, von den vielen positiven Befunden, die für die Integration sprechen, ist dies der einzige negative Effekt. Führt die Konfrontation mit den Besten nicht aber zu einem realistischen Selbstbild, das so oder so nötig ist beim Eintritt in die Berufsbildung?

Héritier: Der aktuelle Selektionsdruck führt gerade sehr leistungsschwachen Kindern täglich vor Augen, dass andere viel besser sind als sie. Sie werden stigmatisiert. Ich mache Ihnen ein Beispiel: In meiner früheren Klasse gab es Schülerinnen und Schüler, denen ich wegen ihrer ungenügenden Leistung schlechte Noten geben musste. Sie fühlten sich deshalb schlecht. Nun besuchen sie das tiefere Leistungsniveau der Sekundarschule und berichten regelmässig freudig über gute Noten. Was ich damit sagen will: Es braucht immer ein Setting, das an die individuellen Bedürfnisse angepasst ist. Nicht für alle ist dasselbe das Richtige.

Lanfranchi: Genau, und deshalb wird auch nicht mehr im Gleichschritt unterrichtet. Es gelingt den meisten Lehrkräften, den Unterricht so zu gestalten, dass niemand blossgestellt wird und eine Kultur des gegenseitigen Respekts entsteht. Wird zum Beispiel ein leistungsschwaches oder verhaltensauffälliges Kind vor der ganzen Klasse gelobt, wenn es Fortschritte macht, stärkt das einerseits sein Selbstwertgefühl und motiviert andererseits die anderen Schüler dazu, ihren Kollegen anzuspornen.

Héritier: Da sind sie wieder, die ideologischen Diskussionen über die pädagogische Haltung der Lehrerinnen und Lehrer. Ich kann Ihnen versichern, wir Lehrer machen sehr viel: Wir besuchen Kurse um Kurse, gründen Selbstreflexionsgruppen und pädagogische Teams, die eng zusammenarbeiten und sich gegenseitig stärken, und optimieren uns ständig. Das strukturelle Problem bleibt jedoch bestehen. Es fehlen Möglichkeiten, die erlauben, eine Schülerin oder einen Schüler temporär aus einer Klasse herauszunehmen, um zu überprüfen, ob das Setting für diese Person stimmt, ohne dass der Unterricht aussetzt oder gar zusammenbricht.

Laut Umfragen unter Lehrkräften sind verhaltensauffällige Schüler, die den Unterrichtsbetrieb erschweren bis verunmöglichen, einer der grössten Belastungsfaktoren. Teilen Sie diese Meinung, Herr Héritier?

Héritier: Ja, dort liegt der springende Punkt für das Gelingen der integrativen Schule. Vor allem die



Gruppe der sozioemotional auffälligen Schülerinnen und Schüler findet im heutigen Schulsystem häufig zu wenig geeignete Unterrichtssettings vor, die für ihre Entwicklung förderlich wären. Sie sind oft überfordert und blockieren ganze Unterrichtssequenzen. Da wird es für die Lehrpersonen enorm schwierig, ihrem Bildungsanspruch gerecht zu werden. Es kommt zu einem «Schwelleneffekt», bei dem das System der integrativen Schule kippt und kein geordneter Unterricht mehr möglich ist.

Gewisse Schulen setzen auch auf Time-out-Klassen oder Schulinseln, wo Schüler in Krisensituationen temporär separat beschult werden. Wie gut sind solche Lösungen?

Lanfranchi: Kinder, die auf eine Schulinsel kommen oder in ein Time-out geschickt werden, sind noch ihrer Regelklasse zugeteilt; sie kehren nach einigen Wochen oder Monaten wieder zurück. Diese Angebote dienen vor allem der Entlastung der Lehrpersonen.

Héritier: Nicht nur, sie sind auch für die betroffenen Kinder und das gesamte Setting eine Entlastung. Auf die Schnelle ist das für mich ein erster Schritt in die richtige Richtung. Das sind aber noch keine langfristigen und vor allem keine nachhaltigen Lösungen, die eine präventive Wirkung entfalten können. Deshalb fordern wir in Basel Förderklassen.

Wie sollen Sonderklassen das Problem lösen?

Héritier: Ich betone, dass wir weder Sonder- noch Kleinklassen wollen - niemand möchte zum alten, starren Modell zurück. Uns schwebt ein durchlässiges und niederschwelliges Modell vor, das während mehrerer Monate oder maximal ein bis zwei Jahren eine gewisse Separation erlaubt, gleichzeitig aber ermöglicht, dass Kinder rasch und unbürokratisch wieder in die Regelklasse zurückkehren können.

Lanfranchi: Darf ich Ihnen dazu ein paar Fragen stellen?

Héritier: Bitte.

Lanfranchi: Wer gehört in eine solche Förderklasse?

Héritier: Sozioemotional auffällige Schülerinnen und Schüler mit einem normalen IQ und ohne Anspruch auf IV, die in einer Regelklasse überfordert sind. Diese Kinder erleben wegen ihres Verhaltens ständig, dass sie anders sind. Damit sie aus diesem Teufelskreis herauskommen, sich auch einmal anders spüren und als Mensch wachsen können, müssen wir ihnen Schonräume bieten.

Lanfranchi: Wer entscheidet, wer in eine solche Klasse kommt, und aufgrund von welchen Kriterien?

Héritier: Die Lehrkraft stellt den Antrag, der von einer Fachstelle, zum Beispiel vom schulpсихologischen Dienst, geprüft wird.

Lanfranchi: Was passiert, wenn die Eltern mit dem Entscheid nicht einverstanden sind?

Héritier: Beim Modell der Kleinklassen war das Einverständnis der Eltern Bedingung. Bei den Förderklassen soll der Entscheid ebenfalls gemeinsam mit den Eltern gefällt werden.

Lanfranchi: Das Zielpublikum sollen verhaltensauffällige Kinder sein. Wir wissen aber aus soliden Studien, dass für diese Kinder soziale Kontakte mit Kindern ohne Verhaltensauffälligkeiten das wichtigste Förderkriterium sind. Wenn jedoch die Lehrerin oder der Lehrer die einzige Person mit angepasstem Verhalten ist, werden diese Kinder kaum gefördert. Sie sagen, dass Sie nicht zum alten Modell der Kleinklassen zurückkehren möchten. Ich befürchte aber, dass genau das passieren wird.

Was wäre so schlimm daran?

Lanfranchi: In 15 Jahren sitzen in diesen Förderklassen hauptsächlich Kinder mit Migrationshintergrund, die wegen ihrer ethnischen Herkunft, der Sprache und der sozialen Schicht diskriminiert werden. Eltern, die sich wehren können und finanzielle Möglichkeiten haben, werden ihre Kinder in eine Privatschule schicken. Die Kinder jener Eltern, die sich weder wehren können noch Geld haben, landen in dieser Klasse

Héritier: und werden dort vielleicht besser geschult als in ihrer aktuellen Klasse, wo sie andauernd stigmatisiert werden, weil es heisst: Du bist nicht gut, du genügst nicht oder dein Verhalten ist nicht richtig.

Lanfranchi: Aber solche Lehrerinnen, die ein Kind aufgrund seiner Leistungen stigmatisieren, haben in unserem Schulsystem nichts verloren.

Héritier: Das machen die Lehrpersonen nicht bewusst. Die Stigmatisierung ergibt sich aus der



Situation heraus, weil zum Beispiel immer dasselbe Kind die Frage nicht verstanden hat und ausgelacht wird. Fakt ist, dass die integrative Schule in der heutigen Form selbst mit der besten und positivsten Haltung der Lehrperson nicht funktioniert.

Sonderklassen wie die von Ihnen geplanten Förderklassen sind mit einem Stigma behaftet. Wie wollen Sie das ändern, Herr Héritier?

Héritier: Wir müssen die Vorteile dieses Modells aufzeigen und bereit sein, die nötigen Untersuchungen durchzuführen, um die bestmögliche Lösung zu erreichen. Wenn wir aber von Anfang an den Teufel an die Wand malen, dann wird es nicht funktionieren. Unser Anliegen ist es, dass das, wovon Herr Lanfranchi warnt, eben nicht eintritt.

Lanfranchi: Früher sprach man von Sonderklassen, später wurde die euphemistische Bezeichnung Kleinklassen eingeführt, um die Eltern zu besänftigen. Und neu sollen sie Förderklassen heissen. Der Name ändert sich, das Prinzip bleibt dasselbe: Die Kinder werden getrennt statt vereint. Internationale, nationale und kantonale Gesetze plädieren für eine Schule für alle, das ist auch eine ethische Position. In der Präambel unserer Verfassung steht: «Gewiss, dass die Stärke des Volkes sich misst am Wohl der Schwachen.»

Héritier: Ich habe diese ideologischen Diskussionen satt. Das Bild, das teilweise in der Politik von der früheren Kleinklasse gezeichnet wird, stimmt nicht in jedem Fall. Ein Beispiel aus Basel ist der beste Beweis dafür: Als der Bildungsdirektor im Parlament davon sprach, dass in Kleinklassen alle stigmatisiert worden seien und niemand eine Anschlusslösung gefunden habe, outete sich ein Grossrat und Präsident einer namhaften Partei als ehemaliger Kleinklassenschüler.

Der Bildungsforscher und der Lehrer

Andrea Lanfranchi (65) ist Professor an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik in Zürich und befasst sich mit der schulischen Integration von Kindern aus bildungsbenachteiligten Familien. Er hat die Langzeitstudie «Zeppelin - Förderung ab Geburt» lanciert, die der Prävention von Lern- und Verhaltensproblemen in der Schule dient.

Jean-Michel Héritier (56) ist Präsident der Freiwilligen Schulsynode Basel-Stadt, die die Förderklassen-Initiative unterstützt. Ausserdem ist er Co-Klassenlehrer an einer Primarschule und unterrichtet dort in allen Fächern.

Dauerbrenner Integration: Vergleich der Bildungschancen

Condorcet Bildungsperspektiven, 17. Januar 2023, Urs Kalberer

Condorcet-Autor Urs Kalberer hat das Buch von Riccardo Bonfranchi, Renate Dünki und Eliane Perret «Integration – Separation – Kooperation» gelesen und stellt es in seinem Beitrag in einen grösseren aktuellen Zusammenhang.

Eine NZZ-Wahlumfrage zur Thematik der Wiedereinführung von Kleinklassen im Kanton Zürich zeigt, dass sich zwei Drittel der Bevölkerung vom Prinzip der integrativen Förderung abwenden wollen. Davon unbeeindruckt ist die Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner, die am eingeschlagenen Weg festhalten will. Im Kanton Basel-Stadt ist ausserdem eine Initiative zustande gekommen, die eine Stärkung der sonderpädagogischen Angebote – und damit einer vermehrten Förderung in kleinen Lerngruppen – erreichen will. Obwohl das Thema der schulischen Integration seit Jahren vielen Eltern und Lehrkräften



ISBN: 9783763971596



unter den Nägeln brennt, fehlte bisher ein vertiefter Vergleich der Bildungschancen von Kindern mit Behinderungen in verschiedenen betreuten Settings. Diese Lücke füllt nun ein kürzlich erschienenes Buch.

Es braucht eine enge Zusammenarbeit im Betreuungsteam, viel zeitliche Ressourcen und Beharrlichkeit.

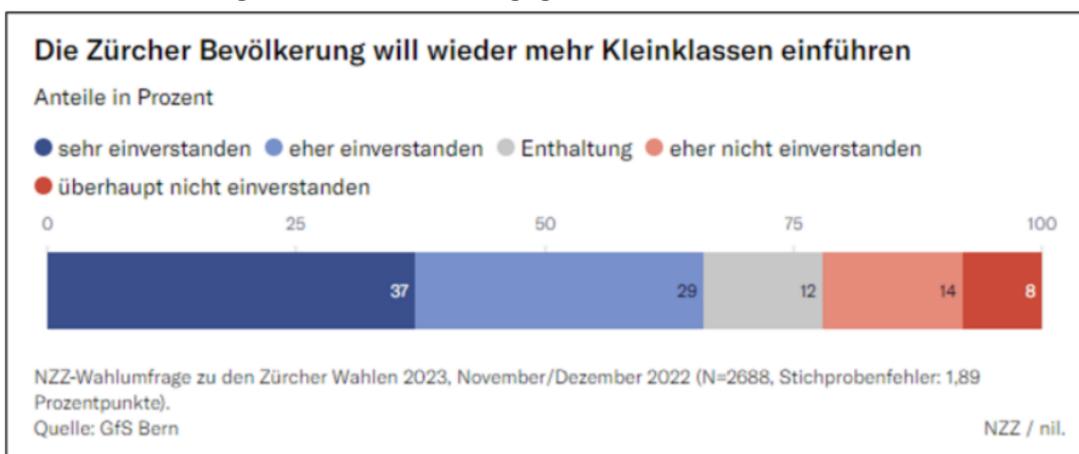
Die Autoren des Buches sind bereits mit einer Publikation zur gleichen Thematik («Heilpädagogik im Dialog», 2021) hervorgetreten. Sie stellen im vorliegenden Werk das integrative Modell dem Unterricht in einer spezialisierten heilpädagogischen Bildungseinrichtung gegenüber. In zehn Kapiteln werden die Möglichkeiten der integrierten und der separierten Betreuung verglichen. Dies geschieht an praktischen Fallbeispielen, welche zeigen, was eine entsprechend geführte Sonderschule im Vergleich zu einer integrierten Grundschulklasse leisten und erreichen kann.

Erwartungen nicht erfüllt

Obwohl sich in der Schweiz die Integrierte Förderung und die Integrierte Sonderschulung im Rahmen der Regelklasse weitgehend etabliert haben, muss man feststellen, dass viele dieser Integrationsprojekte von Kindern mit einer kognitiven Beeinträchtigung abgebrochen werden. Die Kinder sitzen zwar im Klassenzimmer, können dem Unterricht trotz Unterstützung aber nicht folgen. Ein aktives Mitlernen und echtes Partizipieren im Unterricht erfolgt nicht. Diese Kinder stehen folglich am Rand der Klassengemeinschaft und leiden, trotz wohlgemeinter Bemühungen der Lehrerschaft, unter mehr oder weniger offen gezeigter Ablehnung. Oft werden sie daher aus der Klasse genommen und separat betreut. Diese Pseudo-Integration ist weit entfernt von einer wirklichen Integration und geschieht mit stillschweigendem Einverständnis der Schulleitung.

Markante Unterschiede

Die Betreuung innerhalb einer speziellen heilpädagogischen Einrichtung unterscheidet sich davon in vielen Punkten deutlich und kann dank zahlenmässig kleineren Lerngruppen viel gezielter auf die individuellen Bedürfnisse eingehen. Das Buch zeigt, wie komplex die Herausforderungen sind, die sich in der Praxis stellen. Zur Lösung derselben braucht es eine enge Zusammenarbeit im Betreuungsteam, viel zeitliche Ressourcen und Beharrlichkeit. Die notwendigen Voraussetzungen dafür sind in einem Integrationsmodell nicht gegeben.



Übersetzungsfehler

Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung aus dem Jahr 2006 bildet die grundlegende Weichenstellung zur Einführung des integrativen Schulmodells in der Schweiz. Sie fordert den gleichberechtigten Zugang aller Kinder zu einem öffentlichen Bildungsangebot. Das in Englisch verfasste Dokument spricht davon, dass niemand vom unentgeltlichen obligatorischen Grundstufenunterricht ausgeschlossen werden dürfe («... excluded from free and compulsory primary education»). Der Begriff «compulsory primary education» schliesst alle Schuleinheiten der Grundstufe mit ein, also auch die bisherigen Kleinklassen. Fälschlicherweise wurde «compulsory



primary education» aber als «Primarschul-Regelklassenunterricht» verstanden. Der Systemwechsel basiert also möglicherweise auf einem simplen Übersetzungsfehler.

Mit einer vermehrten Kooperation zwischen Kindern mit unterschiedlichen Ausgangspositionen könnte mindestens eine Verbindung zwischen der Regelschule und der heilpädagogischen Sonderschule erreicht werden.

Das Buch schliesst mit einer Aufzählung von Fragen rund um den Themenkreis des Umgangs mit behinderten Kindern. So wird vor einer Bagatellisierung von Behinderung gewarnt und gefragt, ob mehr Lohn die Lücken am Arbeitsmarkt schliessen könne. Mit einer vermehrten Kooperation zwischen Kindern mit unterschiedlichen Ausgangspositionen könnte mindestens eine Verbindung zwischen der Regelschule und der heilpädagogischen Sonderschule erreicht werden. Die Lösung soll also heissen: Kooperation statt Integration!

Mit Gewinn liest sich das Buch nicht nur für Eltern und Lehrpersonen aller Stufen, sondern es kann für Heilpädagoginnen auch eine Inspiration sein und den Blick öffnen für Methoden, wie sie im Primarschulsetting nicht möglich sind.

Integration – Separation – Kooperation, Ein heilpädagogischer Blick auf Bildungschancen für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen von Riccardo Bonfranchi, Renate Dünki, Eliane Perret (Athena, 2022, 102 Seiten)

Die Realität sieht anders aus

Tages-Anzeiger, 24.1.2023, Debatte, Leserbrief

Tages-Anzeiger vom 18.1. «Schulen sind sehr gut unterwegs» - «Sie beschönigen die Sache!»

Frau Regierungsrätin Steiner äussert sich zum Schulwesen, also ihrem Kernkompetenzthema. Frau Steiner spricht von Besserungen und Fortschritten. Die Front merkt nichts. Sie weist Kritik an der Arbeit der Erziehungsdirektion zurück. Die Situationen an den Schulen sieht aber anders aus. Vieles ist (noch) nicht vom Tisch. Die Bevölkerung wächst und wächst, die Zuwanderung nimmt kein Ende. Es kommen Kinder aus aller Herren Länder. Viele lernbegierige und aufmerksame Kinder, aber auch andere. Die Integration findet in den Schulen so statt: Die Kinder werden in die Schule geschickt und einer Klasse zugewiesen. Den Behörden ist es egal, ob sie Deutsch können, ob sie traumatisiert, gewillt und fähig sind, sich in der Schule zu integrieren. Sie spricht vom Ende des Tunnels. Sie meint wahrscheinlich eine Unterführung, bei der man das Ende schon am Anfang sieht. Vielleicht stimmt das in einzelnen Gemeinden, aber sicher nicht für den Hauptteil des Kantons.

Martin Guglielmetti, Adliswil



Ein merkwürdiges Demokratieverständnis

Tages-Anzeiger, 27.1.2023, Debatte, Leserbriefe

«Tages-Anzeiger» vom 20.1. «Für Wiedereinführung der Kleinklassen»

Was man von vielen Seiten immer wieder hörte, ist jetzt belegt. Die Umfrage ergab eindeutig, dass die Wiedereinführung von separaten Klassen für jene Kinder verlangt wird, die im Unterricht laufend stören oder überfordert sind. Und was sagt der Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverband (ZLV) dazu? Er stellt sich nicht auf die Seite von Eltern und Lehrerschaft, hat zwar «grosse Skepsis», bringt jedoch nur hohle Phrasen und will mehr Geld, sprich zwei Lehrpersonen pro Klasse, was eine Illusion sein dürfte. Und was meint die Bildungsdirektorin? Sie verteidigt stur die Integration, obwohl man auch in ihrer eigenen Partei anderer Meinung ist, und sie denkt an Lerninseln oder Time-out-Lösungen, was eine komplizierte Organisation erfordert und den Kindern nicht jene Geborgenheit bringt, welche ihnen mit einer kleinen Klassenabteilung geboten werden könnte. Der ZLV und Frau Steiner haben offenbar ein merkwürdiges Demokratieverständnis. Man foutiert sich in arroganter Weise um die Forderung von Stimmvolk und Eltern. Muss wirklich auch im Kanton Zürich wie in Basel eine Volksinitiative gestartet werden, um das Ziel zu erreichen?

Bruno Pfister, Galgenen

Die Integration aller Kinder ist erstrebenswert

Tages-Anzeiger, 26.1.2023, Debatte, Leserbriefe

Tages-Anzeiger vom 20.1. «Für Wiedereinführung der Kleinklassen»

Ich war Lehrer an Kleinklassen der Primar- wie auch der Oberstufe und habe erlebt, wie wichtig es für Kinder mit Schwierigkeiten ist, nicht «schwierige Kinder», wie sie hier genannt werden, an einem Ort zu Hause zu sein. Die Eltern schätzten, dass ihr Kind nicht «separiert» wurde, sondern in einer Kleinklasse Aufnahme fand, wo auf die individuellen Bedürfnisse eingegangen werden kann. Im Jahr 2000 wurde ich pensioniert und habe mit Sorge festgestellt, dass die hochgelobte «Integration» nicht die erwünschte Hilfe für alle Kinder sein konnte. Nun stelle ich mit Freude fest, dass die Kleinklasse laut der Umfrage wieder eine Option ist.

Jakob Ramsauer, Forch

Es ist der Irrtum des Jahrhunderts, zu glauben, dass, wenn man Schüler mit den unterschiedlichsten Voraussetzungen zusammen unterrichtet, sie dann im Klassenverband integriert würden. Das Gegenteil ist der Fall: Lernbehinderte und erziehungsschwierige Kinder sind in den Regelklassen meist von Anfang an überfordert und können nicht mehr mithalten. So vergeht wertvolle Zeit, die in Kleinklassen effizienter eingesetzt werden könnte, bis ein Übertritt in die Regelklasse wieder eher möglich ist. Die Schüler werden dadurch auch besser vorbereitet für die Integration in die Gesellschaft und das Berufsleben. Dazu müssen sie lernen, sich in einem Gruppenverband zurechtzufinden, statt ständig für Einzelbehandlungen separiert zu werden. Deshalb ist die Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik von den Erziehungsdirektionen der Mitgliedskantone verbindlich anzuweisen, ausgewiesene und bewährte Lehrkräfte wieder für den Unterricht in Sonderklassen weiterzubilden.

Peter Schmid, Frauenfeld



Integration contra Kleinklasse

NZZ, 23.1.2023, Meinung & Debatte, Leserbrief

Der wichtigste Förderfaktor für verhaltensauffällige Kinder sei der Kontakt zu nicht auffälligen Gleichaltrigen, schreibt Herr Prof. Dr. Lanfranchi in einem Leserbrief (NZZ 11. 1. 23). Da frage ich mich, weshalb denn in Normalklassen integrierte Kinder mit sozialen Problemen diese in der Regel nicht ablegen und quasi von alleine oder aufgrund von spezifischen Lernprogrammen zu ausgeglichenen und leistungsfähigen, im heutigen Jargon kompetenzfähigen Schülern werden können.

Nach meiner Erfahrung brauchen Kinder mit besonderen Bedürfnissen in erster Linie eine verlässliche, konstante Bezugsperson, die sich ihnen zuwendet, die Zeit für sie hat, möglichst individuell auf ihre Probleme, Sorgen und Ansprüche eingehen, sie ermutigen, leiten und ihnen Grenzen aufzeigen kann. Und zwar während fünf Tagen pro Woche und zu allen Unterrichtsstunden am Tag, nicht nur mit vielleicht sechs Förderlektionen wöchentlich und bei wechselnden heilpädagogischen bzw. therapeutischen Lehrpersonen.

Sich diesem pädagogischen Anspruch zu nähern, ermöglicht eine Kleinklasse in viel höherem Masse als eine Regelklasse. Ja, in Letzterer kommt es einem Kunststück gleich, dieses Ziel zu erreichen. Nach langjähriger Unterrichtspraxis kann ich mir nicht vorstellen, wie man in einem solchen Setting jedem integrierten Kind gerecht wird. Dazu muss und möchte man ja auch allen anderen Kindern der Klasse gerecht werden.

Ich kenne integrierte Kinder, die in der Regelklasse quasi «verheizt» wurden, indem sie trotz Fördermassnahmen und Sonderprogrammen auf der Strecke blieben. Ein Knabe brachte es mit folgender Aussage auf den Punkt: Ich kann machen, was ich will, ich bin doch immer am Schluss.

Ursula Zurkirchen Zurfluh, ehemalige Primarlehrerin und Logopädin, Altdorf

Die Integration ist gescheitert

Tages-Anzeiger, 28.1.2023, Debatte, Leserbriefe

«Tages-Anzeiger» vom 21.1. «Ich will eine Schule für alle» - «Ich habe diese ideologischen Debatten satt»

Ich bin Heilpädagogin und seit über 20 Jahren in verschiedenen Schulheimen für Kinder und Jugendliche mit Auffälligkeiten im emotionalen, sozialen und kognitiven Bereich tätig. Jährlich haben wir 50 bis 60 Anfragen für 3 bis 5 Schulplätze. Die Kinder und Jugendlichen, die schliesslich zu uns kommen, haben eine Odyssee aus Schulverweigerung, Klassenwechsel oder Homeschooling hinter sich und brauchen oft Jahre, um wieder an sich und ihre Fähigkeiten zu glauben. Ich frage mich schon, was in der Regelschule schief läuft, dass unser hochschwelliges (sehr teures) Setting oft die letzte Möglichkeit ist. Ich wünschte mir ebenfalls eine niederschwelligere «Zwischenlösung» für gerade jene Kinder und Jugendlichen, die mit ihrem Verhalten Mitschülerinnen zum Teil massiv traumatisieren und Lehrkräfte an ihre Grenzen bringen. Solche Fälle schönzureden oder herunterzuspielen, wie das Andrea Lanfranchi in diesem Artikel gemacht hat, ist den Lehrpersonen gegenüber, die sehr bemüht sind und in den meisten Fällen einen super Job machen, nicht fair. Das Wieder-Einführen von Förderklassen und/oder Timeoutklassen wäre meiner Meinung nach eine notwendige und sinnvolle Lösung.

Rahel Wyss, Almens

Daran, dass Herr Lanfranchi für die Kinder nur das Beste will, zweifle ich keinen Moment. Leider argumentiert er aber klar an der Realität vorbei. Seine Stellungnahme ist voller Widersprüche, er geht von Idealvorstellungen aus, bagatellisiert die Schwierigkeiten oder bezeichnet sie als Ausnahmefälle. Aus dem ganzen Fragenkomplex seien nur zwei Punkte herausgehoben. Erstens: Vielen Kindern, die zwangsweise in Normalklassen eingeteilt wurden, ist es selber gar nicht wohl dabei.



Dort herrscht für sie ja eben Segregation und nicht Integration, weil sie dauernd doch irgendwie als Spezialfälle erkennbar sind und nicht mithalten können - absurd. Zweitens: Vielen Eltern von «normalen» Kindern ist es nun einfach verleidet. Wie soll ihr Nachwuchs effizient lernen, wenn ein, zwei Klassenkameraden ständig massiv den Unterricht stören und die Lehrpersonen an den Rand der Verzweiflung bringen? Da nützen alle schönen Worte von Herrn Lanfranchi nichts. Die Integration ist gescheitert. Die Umfrageergebnisse im Tagi zeigen klar: Das Volk will wieder spezielle Abteilungen für Kinder, die nicht in Normalklassen, aber auch nicht in Sonderschulen passen.

Vera Diaz, Zürich

«Kaffeesatzlesen»

NZZ am Sonntag, 22.1.2023, Leserbriefe

«Lehrermangel entschärft sich»

Sich an einer Pädagogischen Hochschule (PH) zur Lehrerin oder zum Lehrer auszubilden, ist das eine. Sich danach über mehrere Jahre mit einem grossen Pensum erfolgreich im Alltag des Unterrichts zu behaupten und zu bewähren, das andere. Wie oft ist schon über wachsende Anmeldezahlen an den PH informiert worden? Und wie oft haben diese Meldungen tatsächlich etwas gegen den Lehrermangel bewirkt?

Im Kanton Zürich schwadronieren urplötzlich sowohl Bildungsdirektorin Silvia Steiner als auch PH-Rektor Heinz Rhyn mit Zahlen, die allen den Wind aus den Segeln nehmen sollen, die völlig zu Recht das fehlende Personal an unserer Volksschule beklagen. So wird leider der rosige Farbton solcher Zukunftsaussichten wohl bald wieder verblassen. Allein schon der Horizont von acht Jahren macht stutzig. Genau dann sollte sich der Lehrermangel entschärft haben? Im Walcheturm und an den Institutionen der Lehrerausbildung ist offenbar Kaffeesatzlesen angesagt.

Rhyn erwähnt auch das gestiegene Ansehen des Lehrerberufs. Das aber muss noch wesentlich weiter steigen. Es braucht auch eine massive Entlastung der Pädagogen an der Front, etwa mit der Einführung von Klein- und Förderklassen. Sonst werden sich die verheissungsvollen Ankündigungen einmal mehr als Schall und Rauch erweisen. Oder zählen Steiner und Rhyn darauf, dass sich anno 2031 kaum jemand daran erinnern mag, was vor den kantonalen Wahlen 2023 versprochen wurde?

Max Knöpfel, Pfäffikon (ZH)



Veranstungshinweis

Mit Kindern über Kriege, Krisen und Katastrophen sprechen

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 8. März 2023

Referentinnen

Dr. phil. Eliane Perret (Heilpädagogin & Psychologin, Zürich)

Dr. med. Michaela Glöckler (Kinderärztin, Dornach)

Einführung

Dr. med. Oswald Hasselmann (Leitender Arzt Neuropädiatrie, OKS)

Ort und Datum

Mittwoch, 8. März 2023, 18.30 – 20.30 Uhr

Bahnhof St. Gallen, Historischer Saal (**neuer Ort**)
9000 St. Gallen



VORTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

Mit Kindern über Kriege, Krisen und Katastrophen sprechen

MITTWOCH, 8. MÄRZ 2023, 18.30 – 20.30 UHR

NEUER ORT: BAHNHOF ST. GALLEN, HISTORISCHER SAAL

